



GRENZEN FÜR DIE LIEBE?

Erfahrungen mit
deutsch-deutschen Paaren



Liebe zwischen Ost und West? Es gibt sie noch, allen Unkenrufen zum Trotz. Vielleicht ist sie nicht mehr ganz so häufig wie zu Beginn der Vereinigung. Möglich aber auch, dass Ost-West-Paare sich in der Statistik nicht mehr so leicht identifizieren lassen. Ja, es könnte sogar sein, dass sie trotz geworden sind und aufgehört haben, sich vor aller Augen als deutsch-deutsches Vereinigungsexperiment zu outen.

Wer sich dennoch mit Ost-West-/West-Ost-Paaren auseinanderzusetzen versucht, wird erleichtert feststellen, dass ihre spezifischen Probleme sich gewandelt bzw. entschärft haben. Auch die viel beschworenen Unterschiede zwischen östlicher und westlicher Identität und die Verschiedenheit der im jeweiligen Gesellschaftszusammenhang erlernten Geschlechterrollen melden sich im Beziehungsalltag längst nicht mehr so unmittelbar und belastend zu Wort, wie das zu Beginn der Vereinigung zu beobachten war.

Wenn hier dennoch nach Problemen gefragt wird, dann vor allem im Sinne eines Rückblicks auf ein Jahrzehnt deutsch-deutscher Liebeserfahrung. Wen die folgende Auseinandersetzung eher ernüchtern sollte, dem sei ausdrücklich versichert, dass damit keineswegs unter der Hand jenen Argumente geliefert werden sollen, die die Liebe zwischen den Deutschen für unmöglich halten. Ganz im Gegenteil. Ebenso wenig wird aber auf seine Kosten kommen, wer statistische Daten zur Ost-West-Liebe erwartet: etwa über sexuelle Vorlieben und Praktiken in deutsch-

deutschen Betten oder die Häufigkeit des ostdeutschen Treuebruchs. Dargestellt werden lediglich Prägnanzen der Protagonisten durch DDR-spezifische und bundesdeutsche Lebensstile, die nicht nur im öffentlichen Diskurs der Deutschen, sondern eine gewisse Zeit auch im individuellen Ost-West-Paar-Alltag zu verheerenden Reibungen geführt haben. Im Vergleich zu denen, die etwa die Liebe zwischen einer Stadtbewohnerin und einem Dörfner mit sich bringen kann, sind sie allerdings meist viel kleiner, als wir wahrhaben wollen. Doch die Gemüter sind erhitzt. Und so nehmen wir Ost-West-Unterschiede noch immer gern mit besonderer Intensität wahr.

Erste Verstrickungen zwischen Neugierde und Vorurteil

Als die Mauer 1989 fiel, hatte Amor leichtes Spiel. Die überschwängliche Freude über das Unfassbare öffnete die Herzen der Menschen in West und Ost, und es gab keinen Grund, der Neugierde aufeinander ausgerechnet vor den deutsch-deutschen Betten den Riegel vorzuschieben. Man gefiel sich, man verliebte sich, fand zueinander, heiratete des Öfteren und trennte sich wieder. Ganz so, wie überall üblich, in West und in Ost.

Bei genauerem Hinsehen aber schienen die Erwartungen der Ost- und Westdeutschen an die Liebe, an Beziehungsmodelle und Formen des Zusammenlebens oder an den Stellenwert von Familie und Kindern stärker voneinander ab-

zuweichen, als zunächst angenommen. Je größer die Schere hier klaffte, als desto schwieriger erwies sich die Suche nach Lösungen für daraus erwachsene Probleme und Konflikte. Und desto leichter fanden bei ihrem Fehlen die Vorurteile über Ost und West Nahrung und Bestätigung. Oft handelte es sich sogar um Vorurteile, über die sich die Liebenden zu Beginn ihrer Leidenschaft allemal erhaben gefühlt hatten. Doch je mehr sie in Folge von Unsicherheit, Irritation und Enttäuschung über die Komplikationen der Annäherung an Einfluss gewannen, desto schneller wuchsen sich Unterschiede zwischen östlicher und westlicher Mentalität zu unüberbrückbaren Gräben aus. Die Herkunft aus einem jeweils anderen gesellschaftlichen System,

die einst einen wesentlichen Reiz des Ganzen ausgemacht hatte, verkam damit zum abstoßenden Makel. Die begonnene Auseinandersetzung verlor blitzschnell ihre kommunikative Basis. Man wollte sich nicht mehr verstehen!

Passen wirklich nur Westmänner und Ostfrauen zusammen?

Zu Beginn der 90er Jahre war charakteristisch, dass sich die Mehrheit der Ost-West-Beziehungen eher im Osten denn im Westen abspielte, selbst wenn man sich zunächst im Westen kennen gelernt hatte. Schließlich war es ja der Westen, der in Form von Män-

nern (Geschäftsleuten, „Aufbauhelfern“ und „Abwicklern“) dem maroden Osten (und seinen zu 91 Prozent erwerbstätigen Frauen) unter die Arme griff. *„Was sich dort vor mir auftat, war ein kleines Paradies“*, * beschreibt ein Westmann später seine Erfahrungen aus dieser Zeit. *„Überall begegneten mir selbstbewusste, selbstständige Frauen, denen man trotzdem ungestraft Komplimente machen konnte. Die waren so unkompliziert. Übrigens auch im Bett. Der Sex schien mir immer wie die folgerichtige Fortsetzung eines guten Gesprächs. Wo gibt's so was im Westen?“*

Auch vielen Ostfrauen machten die Begegnungen mit ihren „smarten Brüdern“ aus dem Westen Spaß. Sie waren den unverkrampften



Grenzen für

Umgang – trotz eindeutig männerdominierter hierarchischer Strukturen in der DDR – mit dem starken Geschlecht aus ihrem Arbeitsleben gewohnt: *„Respekt hatte ich schon vor dem Typ aus dem Westen, aber ich war schließlich auch wer. Ich verdiente mein eigenes Geld, und mein Bier konnte ich schon lange selber zahlen. Die Ost- und Westmänner allerdings sahen sich immer sofort als Konkurrenten“*, so der Kommentar einer Ostfrau.

Im Westen neigt man immer noch gern dazu, im zahlenmäßigen Übergewicht oben genannter Konstellation einen Beweis für die mangelnde Attraktivität des Ostmannes für die Westfrau sehen zu wollen. Ein Blickwinkel, der sich nicht von der Hand weisen lässt. Doch die Ursachen sind komplexer als die Argumente, die erklärend ins Spiel gebracht werden. Ein gern unterschlagenes ist z.B. die anhaltende berufliche Erfolglosigkeit vieler Ostmänner. Das schmälert in einer Gesellschaft, in der die Karriere den Marktwert des Mannes bestimmt, ihre Chancen natürlich beträchtlich. Ohne den richtigen Job lassen sich auch in der Liebe keine großen Sprünge machen.

Schwieriger Start zu dritt

Es ist kein Geheimnis, dass die Anforderungen, die ein Kind an uns stellt, in den Industrieländern Elternschaft zur Zeitbombe für die Liebe werden lassen. Für viele Ostfrau-Westmann-Paare tickte sie unvermutet schnell, konnte sich doch ihre Liebe nur selten langfri-

stig in ungestörter Zweisamkeit entfalten. In der Regel begannen die Beziehungen zu dritt oder gar zu viert. Denn Frauen, ganz gleich ob berufstätig oder nicht, waren im Osten meist bereits lange vor ihrem dreißigsten Lebensjahr Mütter. *„Kinder zu haben gehörte ganz einfach dazu. Frau war in der DDR erst richtig Frau, wenn sie auch was Kleines hatte.“* Selbst wenn sie den dazugehörigen Vater gnadenlos *„in die Wüste schickte“*, sobald die Liebe erloschen war, blieb das für sie in vielerlei Hinsicht folgenlos. Schließlich war sie nach der Trennung nicht auf sich allein gestellt. Die offizielle Definition der DDR-Frau als Mutter und Arbeitskraft sicherte ihr dauerhaft Zugang ins Berufs- und Erwerbsleben. Die staatliche Kinderbetreuung schuf die dazu notwendigen Voraussetzungen, mitunter sogar individuelle Freiräume. Freie Bahn für eine neue Liebe!

Den dynamischen Single aus dem Westen hat die Orientierung der Ostfrauen auf Kinder und Familie begeistert, war sie ihm doch ein bewundernswerter und gern geglaubter Beweis – nach der Spezifik der im Osten praktizierten Modelle hat er nicht wirklich gefragt – der Vereinbarkeit von Kind und weiblicher Karriere. Vieles deutete zudem darauf hin, dass sie ihn mit den typischen Themen der Westfrau – Emanzipation, Feminismus, Geschlechterrolle oder Kinderfrage – verschonen würde, war ihr doch schon die Begrifflichkeit in dieser Form fremd. Und wenn auch für die Ostfrauen schon in den 80er Jahren immer deutlicher wurde, dass das frauenpoli-

tische Konzept der DDR nicht tragfähig war, so bezweifelten sie doch nicht, dass Partnerschaft, Kinder und Berufstätigkeit *„unter einen Hut zu kriegen seien“*. Dass hier alsbald alles ins Wanken geriet, wissen wir nur zu gut.

Pragmatik kontra Romantik

In der Anfangszeit der neuen Liebe zahlte vor allem der Westmann sein Lehrgeld: *„Ich bin ziemlich schnell mit in ihre Wohnung gezogen. Ja und das hieß natürlich Verantwortung übernehmen. Anfangs fand ich das vollkommen in Ordnung, aber dann stand mir der Schweiß auf der Stirn ... Ich gebe zu, ich bin öfter als großer Junge an die Sache drangegangen denn als erwachsener Mann“*, beschreibt ein Westmann den „Eiertanz“, in den er mit der neuen Liebe geraten war und der zunehmend sein romantisches Liebesideal und seinen Anspruch auf individuelle Freiheit gefährdete. Das Ausmaß des Konflikts, vor den sich ihr neuer Partner gestellt sah, konnte die Ostfrau kaum ermessen. Oft hat sie seinen Einsatz nicht einmal honoriert, sondern forderte immer schonungsloser von ihm, in der Beziehung auch „seinen“ Beitrag – für sie vor allem als Engagement im Alltag definiert – zu leisten. *„Ich dachte immer, wenn er mit uns zusammen sein will, dann doch wohl bitte in aller Konsequenz.“*

Sein kleinmütiger Rückzug aus der Nähe und Intensität der Anfangszeit hat sie enttäuscht und verbittert, sie war einfach nicht

die Liebe?

auf das spezifische Rollen- und Leistungsverständnis des Westmannes vorbereitet. So konnte sie seine Abgrenzung gegen ihre Forderungen auch oft nur als „westliche Arroganz und Demütigung“ deuten.

Angst vor der Verantwortung

Den Westmann verunsicherte jedoch nicht nur der Leistungsdruck, den seine Ostpartnerin auf ihn ausübte. Oft sah er sich ungewöhnlich schnell mit einer Zukunftsvision konfrontiert, die seinen Gefühlen den Garaus zu machen schien: Wie ein Damoklesschwert hing die wachsende Existenzangst vieler Ostfrauen – sahen diese doch oft ihren Arbeitsplatz gefährdet und mussten den Verlust der finanziellen und moralischen Unabhängigkeit fürchten – auch über ihm. Denn sofern er sich den Sorgen seiner Partnerin nicht verschloss, stand er alsbald vor der Frage, ob er im „Ernstfall“ auch als Ernährer für die gesamte Familie taugen würde, und das, obwohl es sich nicht einmal um seine eigenen Kinder handelte. Keineswegs unlogisch, dass er sich oft für die Flucht in eine „Liebe auf Distanz“ entschied, in der das Maß der Verantwortung überschaubar bleibt. Eine schmerzliche Bilanz für die Mütter aus dem Osten: Allein erziehend und durch die zunehmende Verdrängung aus dem Arbeitsleben zum Sozialfall degradiert, verloren sie für den Westmann zwar nicht als Liebes-, wohl aber als feste Lebenspartnerinnen gravierend an Attraktivität. Die im Ergebnis des

Scheiterns häufig zu beobachtende Rückbesinnung der Ostfrau auf den Ostmann ist eindeutig vor diesem Hintergrund zu sehen. Nicht nur die ähnlich erlebte Ost-Vergangenheit, sondern die vergleichbaren Erfahrungen der Ostdeutschen mit der Wende erwiesen sich erneut als ein Bindeglied, auf das die Frauen, wollten sie in Zukunft nicht allein mit ihren Kindern leben, wieder stärker setzen mussten.

Ungewohnte Ungleichheit

Die starke Berufsorientierung der Ostfrauen, ihre Selbstständigkeit und Realitätsnähe hat die Männer aus dem Westen fasziniert und zunächst in Bezug auf ihr patriarchalisches Leistungsideal entlastet. Oft ergab sich daraus aber im Zuge der fortschreitenden Vereinigung auch ein immenses Konfliktpotenzial für die Partnerschaften. Denn im gleichen Maße, wie die einst im Osten praktizierte Vereinbarkeit von Beruf und Familie ihre Basis verlor, mussten die Frauen auch ihre Rolle in der Partnerbeziehung neu definieren. Während sie sich zu Beginn dem Westmann noch „annähernd gleichwertig“ gefühlt hatten, gerieten sie nun oft in die Defensive. Denn mit dem Statusverlust Berufstätigkeit verschoben sich auch die Verhältnisse innerhalb der Partnerschaft eindeutig zugunsten des Mannes, der aufgrund seiner Position im Arbeitsleben plötzlich mehr Fürsorge und Rücksichtnahme einklagen konnte. Daraus ergab sich ein Spreng-

stoff für die Beziehung, dem sich viele Paare nicht gewachsen fühlten. Oft ließ er sich schon auf der Ebene der verbalen Kommunikation nicht mehr greifen und brachte den vormals angeregten Dialog zum Verstummen. „Man sprach plötzlich nicht mehr dieselbe Sprache.“ Während der auf das „Hinterfragen“ einer Haltung trainierte Westmann besorgt das Gespräch suchte, verschanzte sich die Ostfrau lieber hinter schwer zu entschlüsselnden Andeutungen oder einer geradezu infantilen Verschlossenheit, die in der Erwartung gipfelte, der Mann müsse seine „Fehler und Übertretungen schon selber erkennen“. So gingen sie einem offen ausgetragenen Konflikt aus dem Weg, ohne das Gesicht zu verlieren. Inwiefern dieser Rückzug einer den Ostdeutschen oft nachgesagten mangelnden Fähigkeit zur Auseinandersetzung entspricht oder aber eine neue Qualität der Selbstbehauptung in einem Kontext darstellt, der die ostdeutsche Mentalität noch immer abwertend statt lediglich andersartig definiert, bleibt eine Frage, der man sich stellen muss. Für das Beziehungsmodell Ost-West jedenfalls erwies sie sich als äußerst fatal, weil sie jeglichen produktiven Umgang mit den auftretenden Problemen im Keim erstickte.

Beziehungskiller Kinderwunsch

Das Thema Kind hat die westöstliche Liebe noch einer zweiten großen Bewährungsprobe unterzogen. „Dass sie ein Kind hatte, schreckte mich überhaupt nicht ...



Mit ihr würde ich endlich ein eigenes Kind haben können.“ Zuversichtlich haben viele Westmänner im Vereinigungsrummel ihrem oft lange gehegten Traum vom Vatersein Tür und Tor geöffnet. Denn natürlich ist auch ihnen der Wunsch nach einer eigenen Familie alles andere als fremd. Dass er im Westen oft erst im „fortgeschrittenen Alter“ wirklich drängend wird, entspricht dem

typischen westlichen Lebensentwurf, der der beruflichen Karriere schon aus finanziellen Erwägungen den Vorrang gegenüber einer frühen Vaterschaft einräumt. Das erklärt aber auch, warum der Traum vom eigenen Kind im Westen eher als im Osten mit einem Akt der Selbstvergewisserung gekoppelt wird, der u.a. als Chance genutzt wird, das bisherige Leben neu zu überdenken und etwas tat-

sächlich Eigenes zu hinterlassen. Dass sich Westmänner mit „akutem“ Kinderwunsch nach der Wende besonders zahlreich für Frauen aus dem Osten zu interessieren begannen, scheint angesichts dessen, was über Ostfrauen bekannt war, nur folgerichtig. Leider waren sie in dieser Hinsicht nicht sehr erfolgreich. Denn bereits kurz nach der Wende flüchteten sich die Ostfrauen aus Angst vor den unberechenbar gewordenen sozialen Folgen scharenweise in eine, wenn auch nicht kinderfeindliche, so doch dem Kinderkriegen gegenüber distanziertere Haltung als zuvor. Bereits Anfang der Neunziger kam es vor allem unter den jüngeren Ostfrauen (übrigens auch den Männern) zu einer deutlichen Werteververschiebung, die einer schnellen Elternschaft den Riegel vorschob. An erster Stelle stand – u.a. aus der Erfahrung der knappen Arbeitsmöglichkeiten für Frauen im Westen – vielmehr das Lebensziel Erwerbstätigkeit, dicht gefolgt von einem neuen Hang zum Hedonismus: *„Erstmal die Welt sehen, der Rest hat Zeit.“* Bezogen auf Vorbehalte gegenüber der Vereinbarkeit von Kind, Karriere und Selbstverwirklichung wurde die Ostfrau im zusammenwachsenden Deutschland der westlichen Schwester schneller ähnlich, als den Männern lieb sein konnte.

Der romantische Kinderwunsch des Westmannes war der Kinder gewohnt, vom Alltag gestählten und eher pragmatisch orientierten Ostfrau oft sogar schon zu lebensfremd und egoistisch definiert. *„Wenn er von Kindern sprach,*

klang das immer irgendwie nach einem Werbespot der Allianz-Versicherung. Manchmal hatte ich sogar das fatale Gefühl“, fasst eine Ostfrau die Diskussionen mit ihrem Partner zusammen, als ginge es ihm nicht einmal um ein „gemeinsames“, sondern nur um „sein Kind“, das ihm vor allem als Stammhalter und belebende Wertorientierung dienen sollte. Sich allmählich an einen gemeinsamen Kinderwunsch heranzutasten, dazu ließen sich Westmann-Ostfrau-Paare nicht immer die nötige Zeit. Angstvoll lauschten die Männer auf das Ticken ihrer biologischen Uhr. Und so fiel dieser manche Liebe schlichtweg zum Opfer ...

Während ungleiche Kinderwünsche Ostfrau und Westmann eher spalteten, konnten Partnerschaften zwischen Westfrau und Ostmann vom Gedanken an ein gemeinsames Kind sogar mitunter profitieren. Die unter Ostmännern noch immer häufig anzutreffende starke Orientierung auf partnerschaftliche und raumfüllende Liebesbeziehungen hat mancher Westfrau die längst fällige Entscheidung für ein Kind eindeutig erleichtert, konnten sie doch darauf bauen, dass sie bei der Bewältigung der damit verbundenen Aufgaben ausreichend moralische und tatkräftige Unterstützung erhalten würde.

Alles oder gar nicht!

„Es war ein großer Schock für mich, als sie ging. Ich dachte, wir würden alt miteinander werden. Ich

kam mir vor wie eine alte Socke. Dabei hat sie sich doch auch auf meine Kosten vom Osten emanzipiert“, beschreibt ein Westmann das Gefühl, das ihn nach der Trennung von seiner Ostpartnerin befiel. Betrachtet man das Trennungsverhalten innerhalb von Ost-West-Paaren, so wird deutlich, dass obwohl die zuvor dargestellten Probleme das Liebesleben auf beiden Seiten stark belasteten, die Bereitschaft zur Beendigung einer Beziehung bis in die Mitte der 90er Jahre hinein eher von den im ehemaligen Osten sozialisierten Frauen und Männern ausging. Sie waren es zumeist, die lieber auf die neuen Chancen mit einem anderen setzten, statt sich mit dem Partner in langen Auseinandersetzungen möglicherweise doch erfolglos zu plagen. Trennungen fielen im ehemaligen Osten nicht nur leichter, weil sie mit geringeren finanziellen Belastungen verbunden waren und somit die Konsequenzen des Auseinandergehens für alle Beteiligten tragbarer waren. Charakteristisch war vielmehr die verbreitete Vorstellung, dass sich nicht nur immer wieder eine neue Liebe, sondern auch ein integrations- und anpassungsfähiger Lebenspartner finden lässt. Dass dies so häufig gelang, macht deutlich, wie kompatibel die Bedürfnisse und Erwartungen letztlich waren, die die spezifische Sozialstruktur des Ostens hervorbrachte, legt aber auch den Schluss nahe, dass die Kompromissbereitschaft der Ostdeutschen im Privaten deutlich geringer ausfiel als etwa im politischen Alltag. Andererseits kann

aber auch vermutet werden, hier sei Leichtfertigkeit im Spiel gewesen, die gesellschaftlich durchaus toleriert wurde. Der Verzicht auf hohe Trennungsbarrieren und unüberwindbare Hindernisse für Neuanfänge festigte letztlich noch eher das propagierte Lebenskonzept Familie gegenüber dem Single-dasein als andersherum. Was schadete es schließlich, dass es sich bei genauerem Hinsehen vielfach um Patchwork-Familien handelte.

Dass das Impuls gebende Trennungsverhalten der Ostdeutschen zum Ende der 90er deutlich abgenommen hat, offenbart inzwischen nur zu deutlich, wo überall der westliche Lebensstil im Osten unübersehbare Spuren hinterlässt.

Angriffe auf das Selbstbewusstsein

Sowohl Frauen als auch Männer aus dem Osten mussten grundsätzlich hinnehmen, dass ihre neuen Partner aus dem Westen ihnen in einer Hinsicht immer überlegen waren: Da diese die Verhältnisse, in denen sich die/der andere plötzlich als Lernende/r wiederfand, nur zu gut kannten, war es ihnen ein Leichtes, das Zurechtfinden im Neuen zu einem spannenden Erlebnis zu machen. Darauf jedoch reagierten die Ostdeutschen nicht in gleicher Weise.

Die Frauen hatten prinzipiell kein Problem damit, von den Männern an die Hand genommen und in die große weite Welt eingeführt zu werden, ja sie genossen es durchaus, ein bisher wenig gelebtes, vielleicht sogar unterdrücktes

Grenzen für die

„Frausein“ kennen zu lernen. Deshalb auch fiel es ihnen zunächst nicht schwer, ihre Position in dieser Konstellation zu finden: Sie waren lernwillig und bedingt anpassungsbereit – die „Gleichberechtigung“ hatte in der DDR ohnehin nie an den Grundfesten männlicher Vorherrschaft gerüttelt –, jedoch keineswegs duckmäuserisch und ohne eigenen Standpunkt. Ganz anders jedoch konnte das aussehen, wenn umgekehrt eine Frau aus dem Westen den Ostmann für die neue Gesellschaft präparierte. Der Ostmann reagierte darauf eher frustriert und verausgabte sich in beharrenden und auf den Wert des Vergangenen verweisenden Posen, nur dass er jetzt, so der abschließende Kommentar einer Westfrau nach dem Scheitern ihrer Beziehung, *„statt der ewigen Jeans immer schlecht sitzende Anzüge“* trug. Seinem Wesen nach blieb er der *„unaufmerksame Stoffel“*, dem der Blick für alles fehlte, was der Frau das Gefühl verleiht, das Juwel im Leben ihres Mannes zu sein, *„sei er sonst auch noch so machomäßig drauf.“* Das übrigens hat nicht nur die Westfrau bemängelt, sondern zunehmend auch die „westerfahrene“ Ostfrau zu Kritik veranlasst.

Oft wurde sich der Ostmann erst durch seine Beziehung zu einer Westfrau dessen bewusst, wie stark in der DDR letztlich doch die Ungleichheit der Geschlechter zementiert war. Wohl aus diesem Grund fiel es ihm oft außerordentlich schwer, zu einem männlichen Rollenverständnis zu finden, das seine für die Westfrauen attraktiven

Seiten – Einfühlsamkeit und Verlässlichkeit etwa – bewahrte, anstatt sie einer falsch verstandenen Geste männlicher Überlegenheit zu opfern. Dass die frauenbewegte Westfrau mit solchen „Entgleisungen“ gar nichts anfangen konnte, lässt sich unschwer nachvollziehen.

Konditionierung für den Westen

Wenn bestimmte unverarbeitete Erfahrungen der Ostdeutschen im Beziehungsalltag mit einem Westdeutschen anfangs die Ost-West-Liebe eher zum Scheitern verurteilten, so haben die fortschreitenden Entwicklungen inzwischen oft mühelos bereinigt, was sich im Privaten zunächst als unüberwindbarer Konfliktstoff dargestellt hatte. *„Damals war ich der blöde Wessi: Sie warf mir immer vor, dass ich sie ändern wolle ... Inzwischen ist das alles von ganz allein gekommen. Schließlich bin ich ja nicht allein der Westen ...“*

Grundsätzlich schufen ostwestliche Liebesbeziehungen, selbst wenn sie mit einer negativen Bilanz endeten, einen Erfahrungshintergrund, von dem beide Partner langfristig profitieren konnten. Zu Beginn des Transformationsprozesses aber hatten sie, ähnlich wie Freundschaften und kollegiale Beziehungen in der Arbeitswelt, vor allem einen starken Konditionierungseffekt für das „Überleben“ der Ostdeutschen in den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen. Mit Sicherheit erlebten und bewältigten viele Frauen und Männer aus dem

Osten, selbst wenn sie in ihrer Beziehung scheiterten, den Auflösungsprozess ihrer bisherigen Wertvorstellungen und Lebensziele anders und in mancher Hinsicht vielleicht auch weniger dramatisch und bedrohend als die, denen eine deutsch-deutsche Liebesbeziehung nicht zuteil wurde.

** Bei den im Text kursiv hervorgehobenen Stellen handelt es sich um Zitate aus Tonband- bzw. Erinnerungsprotokollen.*

Dr. Gerburg Richter arbeitet als Creativ Director in einer Berliner Werbeagentur, seit 1992 führt sie regelmäßig Interviews mit Männern und Frauen aus West und Ost. Veröffentlichungen: „Abstellgleis für Ausgediente.“ (Film), ORB 1994, „Das Liebesexperiment“ in: „Ex. Trennungsgeschichten“, hrsg. von K. Rohnstock/Elefanten Press Berlin, 1997, „Enttäuschte Erwartungen“ in: Differenz in der Einheit. Über die kulturellen Unterschiede der Deutschen in Ost und West. Christoph Links Verlag, 1999.

Liebe?